

Musik
★★★★
Klang
★★★★★

Morten Ramsbøl, Pippo Corvino, Anil Bilgen: How Far Is The Moon; Morten Ramsbøl (b), Pippo Corvino (g), Anil Bilgen (p); Natango Music/Galileo

Jeder kennt das mulmige Gefühl vor einer Prüfung. Dem montenegrinischen, in Kroatien aufgewachsenen Gitarristen Pippo Corvino und dem türkischen Pianisten Anil Bilgen, die am Jazzinstitut der Kunstschule Graz ihr Können demonstrierten, wird es nicht viel anders ergangen sein. Jedoch die künstlerische Reife der beiden imponierte dem in der Prüfungskommission sitzenden dänischen Bassisten Morten Ramsbøl auf Anhieb. Nachdem sich herausstellte, dass sie mit ihren künstlerischen Vorhaben am gleichen Strang zogen, entschlossen sie sich zur Gründung eines Trios. Mit einem runden Dutzend Kompositionen, die Einflüsse aus dem folkloristischen Background der Protagonisten, aber auch aus gut absorbierten Impressionen von Werken zeitgenössischer Piano- und Gitarren-Interpreten enthalten, kreierten sie eine exzellente kammermusikalische Session. Bis auf die etwas temporeicher vorgestellten Stücke „Mido's Blues“, „How Far Is The Moon“ und „New Swing“ verläuft diese weitgehend im ruhigen, ausgeglichenen Bereich. Im Presstext erläutert Morten Ramsbøl das Konzept mit den Worten: „Unsere Musik verbindet für mich auf das Beste Schönheit mit Virtuosität und musikalischer Freiheit, zerbrechlich und dennoch stark. In ihr liegt eine gewisse Ruhe, etwas, was wir in Zeiten wie diesen, so glaube ich, gut gebrauchen können.“ Das war für die Ausführenden die Direktive, die zu diesem stark meditativ eingefärbten Konzeptalbum führte. Ein Stück wie „Dunkelblau“ klingt nach dem energischen Bass-Intro wie eine musikalische Entsprechung der monochromen Bilder des Malers Yves Klein, und die romantische Vernetzung von Piano, Gitarre und Bass lässt diejenige, an die „Road To You“ gerichtet ist, sicher nicht kalt. HiFi-Freaks dürfte die Klarheit der Aufnahme, bei der die Klangfarben der Instrumente äußerst natürlich eingefangen wurden, ein zusätzliches Vergnügen bereiten.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★
Klang
★★★★★

Malia: Malawi Blues/Njira; Malia (voc), Alex Wilson (p, progr.), Dimitris Christopoulos (b), Edwin Sanz (dr, perc), Gast: Ahmed Fofana (g); MPS/Edel

Seit ihrem Debütalbum „Yellow Daffodils“ (2002) bewegt sich die malawisch-britische Sängerin mit dem verführerisch rauchigen Timbre geschickt zwischen Pop-Jazz, R&B und Neo-Soul. Unter ihre eigenen Songs mischt Malia schon mal eine betörende Standard-Interpretation, hier ein ganz sparsam instrumentiertes „Moon River“. In den Originals greift sie erstmals hier und da – der Titel verrät es – Elemente afrikanischer Sprache und Musik auf: Sie wechselt zwischen Englisch und der Regionalsprache Chichewa, unterlegt ihre Stimme mit Trommel- oder Gitarren-Patterns. Was dem Album einen attraktiven Afro-Pop-Appeal verleiht.

klm



Musik
★★★★
Klang
★★★★★

Schlippenbach Trio: Warsaw Concert; Alexander von Schlippenbach (p), Evan Parker (ts), Paul Lovens (dr); Intakt/HM

Eine Institution der Free-Music-Szene: Seit 45 Jahren besteht Alexander von Schlippenbachs Trio mit Evan Parker und Paul Lovens – und klingt kein bisschen müde. Bei diesem Warschauer Konzert von 2015 improvisieren sie 52 Minuten nonstop plus Zugabe. Quirig umspielen sie einander: Schlippenbach meist perkussiv, mit pointierenden Clusters und Blockakkorden; Parker, der erstaunliche Techniker, mit Überblaseffekten und schier endlosen Passagen von Zirkularatmung; Lovens mit sicherem Gespür für Klang und Spannung. Themenfragmente, etwa von Eric Dolphy, klingen an – doch nur als Impuls für neue Ideen.

klm



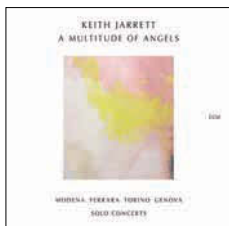
Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Michel Camilo & Tomatito: Spain Forever; Michel Camilo (p), Tomatito (g); Universal

Eine bemerkenswerte Begegnung im Backstage-Bereich der Düsseldorfer Tonhalle: Am Boden hockt der Pianist Michel Camilo, vor ihm schräg im Sessel hängend zupft Tomatito verträumt die Saiten seiner Gitarre. Camilo dreht sich um und schaut empor: „Spielt er nicht wunderbar?“ Nichts Besonderes, sollte man vielleicht meinen. Doch hinter den beiden liegt ein zweistündiges Konzert im ausverkauften Konzerthaus. Diese Anekdote unterstreicht anschaulich eine intime Harmonie und gegenseitige Verehrung zwischen den Musikern. Der im andalusischen Almería geborene Tomatito war jahrelang Begleiter des charismatischen Flamenco-Sängers Camarón de la Isla und ist heute – nach dem Tod Paco de Lucias – die führende Stimme in der Welt des Flamencos. Der in der Dominikanischen Republik gebürtige Michel Camilo gehört seit den späten 80er-Jahren zu den Top-Pianisten der New Yorker Szene. Im Jahr 2000 erschien die erste gemeinsame Grammy-gekürte CD „Spain“. Fünf Jahre später folgte mit „Spain Again“ ein Album, das nahtlos an die Magie der ersten Begegnung anschloss.

Nun also, nach weiteren elf Jahren, haben sich die beiden wieder zusammengefunden, um mit „Spain Forever“ eine Perle zu schaffen, die trotz des Titels das Flamenco-Idiom nur am Rande widerspiegelt. Mit Klassikern von Egberto Gismonti, Charlie Haden, Astor Piazzolla, Luiz Bonfá, Enrico Morricone, Django Reinhardt, Erik Satie und Chick Corea spannen Tomatito und Camilo einen weiten romantischen Bogen. Exemplarisch für die verhaltene Melancholie dieses erneuten Rendezvous ist die Gnoissienne No. 1 Saties, verstärkt noch durch Morricones „Cinema Paradiso“, Reinhardts „Nuages“ und Bonfas „Orfeo Negro“. Nach Camilos Komposition „About You“, die die „Blaue Stunde“ abrundet, folgt am Ende ein Wachmacher mit Coreas „Armando's Rhumba“. Zeit, sich die verträumten Augen zu reiben, nach den beiden Vorgängern im CD-Regal zu suchen und auf eine traumhaft stimmige Trilogie zu blicken.

Reiner H. Nitschke



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Keith Jarrett: A Multitude of Angels, Modena, Ferrara, Torino, Genova; Keith Jarrett (p); ECM/Universal (4 CDs)

Keith Jarrett ist ein Künstler von so proteischer Wandlungsfähigkeit, dass man versucht ist, ihn als einen Plural zu sehen. Der Jazzmusiker, der denkt, dass von den Erfindungen des BeBop gerade die Spitze des Eisbergs respektive nicht die wirklich fruchtbaren Seiten entdeckt sind. Der Interpret klassischer, sprich: komponierter Musik, und zwar in einer Bandbreite von Bach bis Samuel Barber oder Schostakowitsch, von Mozart bis Bartók. Jarrett, der Komponist eigener Werke. Jarrett, der Spiritualist, der sich mit dem Werk des Mystikers George Iwanowitsch Gurdjieff befasste. Jarrett, der interaktive Improvisator, in seinen Quartetten, vor allem aber mit seinem Trio „Standards“, das sich (von einigen freien Produktionen abgesehen) der Erforschung des kollektiven amerikanischen Unbewussten in Form der „Standards“, des sogenannten „Great American Songbooks“ widmete. Und Jarrett, der Protagonist von einzigartigen, radikal improvisierten Solokonzerten, in denen denn all die unterschiedlichsten musikalischen Erfahrungen zusammenfließen zu einem vielschichtigen Ganzen, einem Versuch der Selbstgründung des Improvisators als einer polystilistischen Identität zwischen urtümlich ostinaten magischen Elementen und klassischen Formen, zwischen Abstraktion und Einfühlung auch, Manifestationen eines sich voraussetzungslos entfaltenden Bewusstseinsstroms, der keinem Plan folgt, eines aus dem andern entwickelt und von einem ungewöhnlich sicheren Gespür für Dramaturgie und Kontraste gelenkt wird. In seinen größten Solokonzerten ist Keith Jarrett ein Geschichtenerzähler von überwältigender Überzeugungskraft.

Die vier Konzerte, die er im Oktober 1996 in Modena, Ferrara, Torino und Genova gab, bezeichnet er selbst als „a pinnacle of my career“, als einen Gipfel seiner Laufbahn. Sie markieren einen Wendepunkt, einen nur zum kleineren Teil freiwilligen Umbruch. Es sind die letzten Solokonzerte, die der Pianist in zwei Teilen ohne Unterbrechung improvisierte. Alle späteren sind kleinteiliger, in schärfer konturierte

Einzelstücke unterteilt und nicht mehr eingebunden in das, was die Magie der frühen Sololäufe ausmacht: den großen Atem, den in der Verfertigung der einzelnen Einfälle bei Spielen sozusagen von selbst gefundenen großen Bogen.

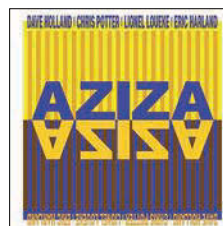
Diese vier italienischen Konzerte waren für eine Leidenszeit von mehr als zwei Jahren überhaupt das Letzte, was Jarrett spielte – gleichviel, ob öffentlich oder privat. Er litt an dem damals noch kaum erforschten „chronical fatigue syndrom“, das ihm jegliche Anstrengung und schon gar jegliche Klavierkunst verunmöglichte. Die Krankheit, so erinnert sich Jarrett in den liner notes, muss ihre Schatten vorausgeworfen haben auf jene Konzerte. In ihrer Energie, wo sich die denn Bahn bricht, liegt ein Moment von trotzigem „und dennoch“.

Bei all dem war Jarrett in jenen Tagen von einer Reihe glücklicher Umstände behütet, wie er sagt: Die Instrumente waren perfekt, das Publikum durchweg aufmerksam (worauf er bei seinem improvisatorischen Gang über dünnes Eis immer angewiesen war, nicht nur in jenen glücklichen letzten Zeiten vor dem Ausbruch des „Informationszeitalters“). Momente des Glücks. Aber unter den vielen Schutzengeln stand in den Kulissen jener italienischen Opernbühnen auch der dunkle Engel der sich ankündigenden Krankheit. Diese Auftritte waren auch so etwas wie „cérémonies des adieux“ – in den schmerzlich gestochenen Kantilenen der langgezogenen intensiven Melodielinien ebenso wie an den Stellen, wo Jarrett sich zurücknimmt bis ins geflüsterte Pianissimo. Oder ganz ins Schweigen, das die dunkle Folie, der Urgrund dieser Musik ist. Jarrett war immer ein Meister der dynamischen Gestaltung. Aber bei diesen vier in sich so unterschiedlichen Konzerten gilt für ihn mehr denn je, was der große Horowitz so unvergleichlich lapidar von seinem eigenen Klavierspiel sagte: „I play the pianoforte. That means: I play piano and I play forte“.

Es gibt in diesen Konzerten grelle Dissonanzen, und es gibt Momente von unverschämter Schönheit, Augenblicke der Besänftigung und Versöhnung. Das eine bedingt bei diesem Pianisten das andere. An den ergreifendsten Stellen versucht der Virtuose, der er ist, nicht weniger als das Einfachste. Also das Schwierigste.

Peter Rüedi

Der Schweizer Autor und Theaterdramaturg Peter Rüedi gehört zu den intimsten Kennern Keith Jarretts. Sein Buch „Stolen Moments“, erschienen im Echtzeit-Verlag, ist ein grandioses Kompendium mit über 1.500 CD-Rezensionen.



Musik
★★★
Klang
★★★★

Aziza; Dave Holland (b), Chris Potter (ts,ss), Lionel Loueke (g), Eric Harland (dr); Dare2

Alle Jahre wieder diese Bescherung: Zu Weihnachten mal wieder eine neue All Star-Band. Der Bassist und Initiator Dave Holland hat schon mehrere dieser Versuche hinter sich. Rasch wird ein Album aufgenommen, diesmal für Daves hauseigenes Plattenlabel Dare2Records, die Stücke sind nicht mehr als Skizzen, und auf irgendeiner Farm in Connecticut wird auf Teufelkommaus geprobt, um daraus ein Programm zu basteln. Währenddessen laufen die Buchungen für eine Welttournee auf vollen Touren, und die nach großen Namen und „Projekten“ lechzenden Veranstalter und Fans reißen sich um vordere Plätze für – uh, what's your name again? – Aziza. Das klingt orientalisch, also total in, auch wenn's gar kein Ost-West-Treffen ist.

In der Heimat des Gitarristen Lionel Loueke gilt Aziza als „eine seltsame kleine Kreatur aus dem Busch“ oder gar die „Göttin der Inspiration“. Doch irgendwas scheint mit der Kommunikation von oben nicht geklappt zu haben: Das kunterbunte Stilgemisch will einfach nicht gedeihen. Mag sich Übertrommler Eric Harland hier noch so sehr durchs Dickicht kämpfen. Die Musik scheint ständig zu brüllen: Und ich! Und ich! Und ich! Was da aus dem Buschwerk dröhnt, ist leider nur schwer zu ertragen.

Die Regieanweisung könnte so gelaute haben: Jetzt hört mal hier, die super Rhythmusgruppe, das derzeit Geilste überhaupt, der Drummer! Ein Tier! Der Gitarre entweichen Klänge, die hast du noch nie gehört. George Benson in Afrika? Mach' ich dir, Platz da, hier kommt Lionel, der Rumba-König. Jetzt Chris, du, spiel' was à la Sonny Rollins, aber mach' nicht zu viel. Steht nicht Indien auf dem Tourplan? Schreib' eine Bollywood-Ballade, aber so global, ja? Du weißt schon, dass es auch noch auf mp3 richtig kracht und wummt. Chris, oh Mann, der kann fünf Stunden hintereinander, Dave und Eric weben ihm den Fliegenden Teppich. Aber denkt dran, es muss einfach in jeder Sekunde klar werden: Champions-League!!

Karl Lippegaus



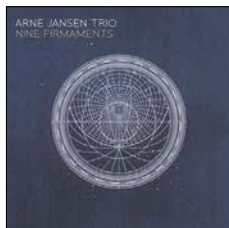
Musik
★★★★
Klang
★★★★

Mokhtar Samba: Musique Afrique; Mokhtar Samba (dr, perc, voc), Reda Samba (perc, dr), Rhani Krija (perc), Henry Dorina (el-b), Jean Philippe Rykiel (keyb, synth), Woz Kaly (voc), WDR Big Band Cologne Jazzline/Delta Music CD

Es ist ein rhythmisches Eldorado, in dem Mokhtar Samba souverän agiert. Der in Paris lebende Drummer mit marokkanischen und senegalesischen Wurzeln versteht es ausgezeichnet, afrikanische Rhythmen mit Jazz zu fusionieren. Aber auch als Komponist melodisch eingängiger Themen hat Samba einiges zu bieten. Bei seinem Konzert in der Kölner Philharmonie im Sommer 2015 animierte jedes seiner stimmungsvollen Stücke das Publikum zu frenetischen Beifallsbekundungen. Das beruhte auf dem harmonischen Zusammenwirken seines aus sechs Musikern bestehenden Ensembles mit der WDR Big Band Cologne.

Für den Erfolg des Projekts sorgten zudem die stimmigen Arrangements von Michael Mossman, der die Großformation leitete, und die Beiträge der Solisten. Schon in dem von wuchtiger Percussion unterlegten „Valse Des Pharaos“ überzeugen der Trompeter John Marshall und der Tenorsaxofonist Paul Heller mit gestaltungskräftigen Improvisationen. In der „Suite For Africa“ führen von heftiger Percussion unterlegte Bläser-Riffs zum Feature von Woz Kaly, der in Mokhtar Sambas Band als Lead- und Background-Sänger fungiert. Gegen Ende des Stücks leitet ein hypnotisches Bassmotiv zu einer Interaktion des Perkussionisten Rhani Krija mit dem Drummer, die in farbenprächtiger rhythmischer Pyrotechnik gipfelt. Wie originell der Keyboarder und Synthesizer-Spieler Jean Philipp Rykiel mit dem E-Bassisten zwischen Sambas Gruppe und der WDR Big Band kommuniziert, wird in „Dou“ deutlich. Der sentimentale Song nimmt durch ihre Einsätze leicht an Fahrt zu, bis ein prächtiger Orchesterpart zu Andi Haderers in fernen Höhen angesiedeltem Trompeten-Solo führt. Den Ausklang bildet „Malik“. Das Thema wird ausgiebig vom Orchester vorgestellt, bis der Gesangspart einsetzt, dessen lautmalerische Gestaltung ohne Weiteres wie ein exotisches Instrument aufgefasst werden kann.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★
Klang
★★★★

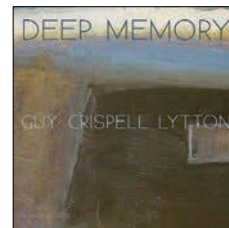
Arne Jansen Trio: Nine Firmaments; Arne Jansen (g), Robert Lucaciu (b), Eric Schaefer (dr); Traumton Records/Indigo

Schwerelos, unbekümmert und atmosphärisch leicht wie ein perfekter Sommertag. Sorry, ich möchte nicht in esoterische Gefilde einschwenken, aber so lässt sich in etwa die Musik des Arne Jansen Trios beschreiben. Offenbar ist dem Gitarristen, der wie in dem turbulenten Opener „Here We Come“ vom raffinierten Akkordeinsatz zum melodischen Einzelnotenspiel gleitet, der Einsatz von Verzerrern und Effektgeräten schlichtweg suspekt. Das führt auch bei anderen Stücken wie in „Deep Wood“ und „Lee's Summit“ zu improvisatorischen Erkundungen von aparter Schönheit. In ihren fließenden Bewegungen geht die sanfte Eindringlichkeit der sich darin einstellenden Motivreihungen niemals verloren.

In ihrer Konsequenz ist Jansens schnörkellose Konzeption mit den sich aus geometrischen Figuren aufbauenden Bildern von Timo Nasser verglichbar. Der mit Jansen befreundete bildende Künstler kreierte das Cover und das Booklet von „Nine Firmaments“. Gleichzeitig war das der Titel einer Ausstellung, die Jansen besonders gefiel und über deren Slogan er sich folgendermaßen äußerte. „Die Definition des Firmaments als einer Verbindungsschicht von der irdischen Welt zu den höheren Mächten gefällt mir, zumal man das gleiche über Musik sagt.“

Für den Groove der Session sorgen der Drummer Eric Schaefer mit feinen rhythmischen Mustern sowie die Struktur festigende Bassläufe von Robert Lucaciu. Die subtilen Einsätze dieses voll aufeinander abgestimmten Rhythmus-Teams erhöhen die Attraktivität von Stücken wie „The Three Of Us“ und dem von der gleichnamigen Erzählung Hermann Hesses inspirierten „Klingsor's Last Summer“. In „Who Counts The Stars“ gesellt sich der Cellist Stephan Braun hinzu, unterstützt mit grundienden, gestrichenen Motiven das letzte meditative Stück einer völlig unaufgeregten CD, die bisweilen den Geist von Jansens Mentor Pat Metheny atmet.

Gerd Filtgen



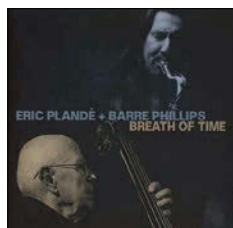
Musik
★★★★★
Klang
★★★★

Guy – Crispell – Lytton: Deep Memory; Barry Guy (b), Marilyn Crispell (p), Paul Lytton (dr); Intakt

Scent (engl.) – Duft, Witterung, Spur, Fährte. So der Titel der ersten von sieben Kompositionen für Trio von Barry Guy auf diesem erstaunlichen Album. Die ersten sieben Minuten sind schon die ganze Platte wert. Genauer ab dem angerissenen Bassakkord, dem zwei Sekunden später das Klavier antwortet. Sofort steigt ein musikalischer Duft auf wie Weihrauch, den 49 Sekunden danach Beckentöne anreichern. Die Tremolo-Figuren des Klaviers gleiten irgendwann über in einen narrativen Teil. Während der gesamten Dauer dieses Fährtenlegens ertönt ein phänomenales Bassspiel, freies Improvisieren über einer andalusisch anmutenden Tonskala. Mit diesem grandiosen Auftakt hat sich das Trio Guy-Crispell-Lytton eine Bühne geschaffen, auf die in „Fallen Angel“ ein kurzer Hagelschauer herabregnet und Blitze aufleuchten, während es erstmal merkwürdig ruhig bleibt.

Obwohl sich jedes Stück auf ein Gemälde des britischen Malers Hughie O'Donoghue bezieht, ist dies keine Programmmusik, nichts wird illustriert, die Töne entwickeln ihre eigene Logik und Dynamik. Die drei Spieler sind nicht nur Klangerzeuger, sie reagieren auch teilweise heftig bis robust auf alles, was an ankommender Information ihr Ohr trifft. Die Dichte dieser Ereignisse ist hochkomplex, und kein Komponist könnte sie exakt aufnotieren, etwa wie Lyttons Beckenschlag mit dem Klavierspiel Crispells nicht nur rhythmisch, sondern auch melodisch korreliert. Einfach vergessen, dass man einem Pianotrio, improvisierter Musik lauscht – nur dem folgen, was da geschieht: Dafür eignet sich „Deep Memory“ bestens. Dann hört man vielleicht mal nur auf das Klavier wie in „Sleeper“, bis einem irgendwann frei nach Magritte „This is not a piano“ in den Sinn kommt, sondern ein riesiges präpariertes Instrument neuester Bauart, an dem sechs Hände Saiten zupfen, Klöppel schwingen, den Korpus abklopfen usw. In „Silenced Music“ läuft das Trio gegen Ende nochmal zu großer Form auf, und der Kreis schließt sich.

Karl Lippegaus



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Eric Plandé, Barre Phillips: Breath Of Time; Eric Plandé (ts,ss), Barre Phillips (b) Jazzwerkstatt/Naxos

Im Modern Jazz und der Avantgarde gibt es eine ganze Reihe repräsentativer Duo-Aufnahmen mit Bass und Saxofon. Angefangen bei Ron Carter, der sich auf „Other Aspects“ mit dem Multiinstrumentalisten Eric Dolphy austauscht, oder die erregenden Duette des Altsaxofonisten Ornette Coleman mit Charlie Haden auf „Soapsuds“ bis hin zu den ebenfalls in dieser Besetzungsform agierenden Barry Guy und Evan Parker auf „Birds And Blades“. Nur ein paar Beispiele, zu denen jetzt der Saxofonist Eric Plandé und der Bassist Barre Phillips mit ihrer packenden „Breath Of Time“-Einspielung stoßen.

Eigentlich ist verflossene Zeit ein unwiederbringliches Gut. Jedoch die beiden kongenialen, aus zwei verschiedenen Musikersgenerationen stammenden Akteure definieren auf ihre Art den Lauf der Zeit und die damit verbundenen Ereignisse. Sie sind in erregender Musik festgehalten, die einen Zyklus von dreizehn Stücken umschließt. Diese in Sounds gefasste imaginäre Zeit lässt sich immer wieder aufs Neue genießen. In „Genesis“ wird die mit dem Vorgang verbundene Aufbruchstimmung und Freude durch gravitatische Saxofonbögen beschworen. Schon hier begeistern Plandés betörender Saxofon-Sound und seine Chorusse, die so triumphal klingen, als könnte er mit ihnen alle weltlichen Übel beseitigen. Die harmonische Ergänzung dazu sind Phillips gestrichene Basspassagen.

Der bereits über achtzigjährige amerikanische Musiker, der schon seit Jahrzehnten in Frankreich lebt, ist die graue Eminenz der improvisierten Musik. Seine stets auf den Kern des Geschehens fixierten, mitunter lakonischen Basseinsätze sind wie Portale, die in Stücken wie „Free Electron“ und „Lunatic Star“ zu ereignisreichen Improvisationen führen. Mit „Rebirth“ endet der von dem Duo in wundervollen akustischen Bildern festgehaltene Zeitverlauf und entlässt den Hörer in das Reich der eigenen Fantasie.

Gerd Filtgen



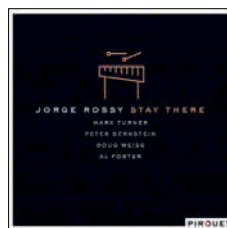
Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Jasper Høiby: Fellow Creatures; Jasper Høiby (b), Mark Lockheart (ss, ts), Laura Jurd (tp), Will Barry (p), Corrie Dick (dr); Edition

Der heute 39-jährige Jasper Høiby aus Kopenhagen zog 2001 nach London, um an der Royal Academy of Music zu studieren. Rasch wurde der Bassist, dessen wunderbar wichtig-holziger Ton an Gary Peacock oder Palle Danielsson erinnert, ein gefragter Sideman auf der Londoner Szene. Sechs Jahre später legte Høiby mit Phronesis, seinem inzwischen recht erfolgreichen Piano-Trio, das Debütalbum „Organic Warfare“ vor, 2010 kam der Durchbruch mit dem Album „Alive“. Eingängige Stücke, groove-betontes Spiel und eine sich nie verselbstständigende Virtuosität finden sich auch hier, wobei „Fellow Creatures“ eine echte Teamarbeit ist. Nicht von ungefähr heißt der Opener „Folk Song“: eine Hymne auf die Einfachheit, bei der man sofort erstmal an die Garbarek/Stanko-Duette auf Peacocks Album „Voices From The Past“ denken mag. Doch die Trompeterin Laura Jurd, die uns zuletzt mit ihrer Band Dinosaur begeisterte, sowie Jaspers langjähriger Freund Mark Lockheart am Saxofon von den fabelhaften Polar Bears zeigen bei ihrem lebhaften Dialog viel Eigenes. Die Seelenverwandtschaften, wie sie der Titelsong suggeriert, offenbart diese facettenreiche Musik in jedem Moment. Der markante Kontrabass wirkt zusammen mit dem filigranen Schlagzeugspiel des 25-jährigen Schotten Corrie Dicks im melodischen und harmonischen Geschehen ebenso engagiert wie als unermüdliche Pulsgeber. Feingefühlig wechseln die Bläser zwischen Kontrapunkt und Unisono im „Little Song For Mankind“.

Wenn Mark Lockheart in „Suddenly, Everyone“ seinem Temperament Luft macht, kann er immer sicher sein, dass seine Komplizen seine Kletterkunst kameradschaftlich absichern. Vielstimmigkeit und Ausschwärmen in alle Richtungen charakterisieren den „Song For The Bees“, fulminant hier der Bass, an die Musik anknüpfend, mit der die südafrikanische Clique um Chris McGregor Anfang der 70er-Jahre London begeisterte. Eine tänzerische Anmut strahlt jedes der zehn Stücke aus, die pure Freude an der Bewegung und dem spontanen Interagieren.

Karl Lippegauß



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Jorge Rossy: Stay There; Jorge Rossy (vib, marimba), Mark Turner (ts), Peter Bernstein (g), Doug Weiss (b), Al Foster (dr) Pirouet/NRW

Seine Arbeit im Brad Mehldau Trio (1994-2005) machte ihn einem internationalen Publikum bekannt, zu den Gefragtesten in Spanien zählte er da schon längst, der Drummer Jorge Rossy aus Barcelona. Als Leader trat er bislang nur selten in Erscheinung, jetzt meldet er sich im Quintett mit handverlesenen Kollegen und gibt zugleich seinen Einstand an Vibrafon und Marimba.

Außer Schlagzeug studierte Rossy Klavier und Trompete; anders als bei klassischen Perkussionisten standen Mallet-Instrumente nicht auf dem Lehrplan. „Mit dem Vibrafon habe ich erst später angefangen“, sagt er. „Da kann ich meine Erfahrungen mit Schlagzeug, Klavier und Trompete zusammenbringen.“ Schon das Line-up des Quintetts ist Resultat seiner Erfahrungen, denn mit Mark Turner, Peter Bernstein und Doug Weiss hat sich Rossy alte Freunde ins Boot geholt, die zu den tonangebenden Musikern des heutigen Jazz gehören. Für die Position, die er sonst selber besetzt, nämlich den Drum-Schemel, konnte er den Ex-Miles-Davis-Schlagzeuger Al Foster gewinnen. Bedenken, dass ihm, dem Mallet-Debütanten, jemand die Show stehlen könnte, scheinen Rossy gar nicht erst zu planen.

Zu Recht, denn jeder Einzelne seiner Top-Musiker ordnet sich dem Ganzen unter. Los geht's mit einem von mehreren lockeren Jazz-Walzern, vom Vibrafon luftig-duftig durchweht. Rossy spielt mit zwei Schlägeln, eher linear als akkordisch, dabei klangbewusst, mit ausschwingendem Ton, in „Blessed“, einer swingenden Ableitung von „God Bless the Child“ dagegen umso rhythmischer. Wenn er die Marimba einsetzt, dann, um etwa dem afrikanischen Balafon nahezukommen („Artesano“). Neue musikalische Türen stößt er mit diesem Album nicht auf, liefert „nur“ stimmungsvollen Modern Jazz vom Feinsten und zeigt als Mallet-Spieler eine bisher unbekannte, höchst attraktive Seite seiner Begabung.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Christoph Irniger Pilgrim: Big Wheel Live; Christoph Irniger (ts), Stefan Aeby (p), Dave Gisler (g), Raffaele Bossard (b), Michi Stulz (dr); Intakt

Der Zürcher Saxofonist Christoph Irniger, Jahrgang 1979, der sich diesmal mit seinem Quintett Pilgrim präsentiert, zählt seit einigen Jahren zu den Hoffnungsträgern des Jazz in der Schweiz. „Big Wheel Live“ wurde im Kreismuseum Ratzeburg, im Berliner A-Trane und im Jazzklub Altenburg aufgenommen. Ein halbes Dutzend Stücke – drei Eigenkompositionen des Bandleaders, eine von ihm arrangierte Gruppen-Ballade sowie je ein Beitrag von Pianist Stefan Aeby und Bassist Raffaele Bossard.

Irniger selbst weiß den Energiefluss gut zu steuern – nicht als feuerspuckender Vulkan, sondern indem er sein Horn über holprige Wege wandern lässt. Trotzdem ist dies keine Musik fürs breite Publikum, als Vorgruppe von Radiohead hätten die Pilgerbrüder vermutlich einen schweren Stand; ihre Musik wendet sich eher an die bereits Bekehrten. Mit einfachen Mitteln – etwa dem Beharren auf einem Ton – baut man jene Spannung auf, die in „Acid“ dem Gitarristen Dave Gisler die Piste freimacht. Irniger selbst spricht von „Tondichtungen“, und eine seiner Gruppen nannte er Cowboys from Hell.

Der Irniger-Weg durchs Land des Jazz gestaltet sich eher streng und karg, fast harmoniebedürftig, was in melancholische Balladen wie „Ending At The District“ mündet. Leise tönt das raue, heisere Horn, fast sehnsüchtig, und nur von ferne vernehmen wir leisen Donner, ein weiteres Gitarrensolo umwölbindend. In „Falling II“ hört sich das fast wie ein der Stille abgerungenes Weinen an, ohne ins Larmoyante umzukippen. Es sei zugegeben, dass dies keine leicht konsumierbare Musik ist, aufs Atmosphärische wird stark gesetzt und kompetent gespielt von Leuten, die improvisieren können; bisweilen befreit sich die Selbsterfahrungsgruppe sogar aus ihren freiwilligen „Bondagen“. Die Lustschreie des Trommlers sind längst verhallt, die leise Spannung in diesen Grauzonen aber bleibt schwebend im Raum.

Karl Lippegaus



Musik
★★★★★
Klang
★★★★

Dejan Terzić Axiom: Prometheus; Dejan Terzić (dr), Chris Speed (sax), Bojan Zulfikarpašić (p, el-p), Matt Penman (b); CamJazz/HM

Axiom heißt sein neues Quartett, „Prometheus“ sein neues Album. Der aus Banja Luka in Ex-Jugoslawien stammende Schlagzeuger Dejan Terzić liebt offenbar altgriechische Namen oder Titel – und solche, die danach klingen. Seine vorige Band firmierte unter Melanoia, eine Wortschöpfung; weitere Titel der vorliegenden CD lauten „Anagramma“ oder „Tragoidia“. Und wie schon die Phonetik einen spezifischen Terzić-Sound generiert, umso mehr die Musik des Drummers, der 2014 mit dem „ECHO Jazz“ ausgezeichnet wurde. Das komplette Material stammt aus seiner Feder.

In Nürnberg aufgewachsen, studierte der Serbe unter anderem in New York und unterrichtet heute in Bern; seit fast 20 Jahren leitet er hochkarätige Gruppen. Für das international besetzte Quartett Axiom konnte er seinen in Frankreich lebenden Landsmann Bojan Zulfikarpašić, besser bekannt als Bojan Z., den US-Saxofonisten Chris Speed und den aus Neuseeland stammenden Kontrabassisten Matt Penman gewinnen. Mit allen arbeitet Terzić seit Langem in wechselndem Kontext zusammen – was schon zeigt, in welcher Liga er zu spielen gewohnt ist.

Statt von Themen und Akkordprogressionen, Lead- und Begleitfunktionen lebt die Musik eher von wiederholten, melodisch-rhythmischen Motiven, bei denen die Instrumente ineinandergreifen, Töne, Klänge, Beats sich verzahnen und zu Patterns fügen, die mal ins Freie ausbrechen, mal in ein atmosphärisches Geflecht münden können. Selbst Cheeks Saxofon legt kaum Melodiebögen über das Gewebe, sondern knüpft in staccato angestoßenen Einzeltönen durchweg mit an den Maschen des engen musikalischen Netzes. Dieses Spiel mit Texturen schöpft ebenso aus dem Jazz wie aus Minimal Music und nichtwestlichen Musiktraditionen, etwa aus Afrika („Sundance“) oder dem Balkan, spricht: Serbien („Turbofolk“). Aus Griechenland allerdings eher nicht.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Adam O'Farrill: Stranger Days; Adam O'Farrill (tp), Chad Lefkowitz-Brown (ts), Walter Stinson (b), Zack O'Farrill (dr); Sunnyside/Delta Music

An Adam O'Farrills Debütalbum „Stranger Days“ hatte ich zunächst andere Erwartungen. Schließlich stammt der Trompeter aus einer prominenten kubanischen Musikerfamilie und war bislang hauptsächlich im Latin Jazz-Ambiente seines Vaters, Arturo O'Farrill, anzutreffen. Es gab aber auch schon Anzeichen, dass er offen für andere Sounds ist, wie es seine Mitwirkung auf der preisgekrönten Platte „Bird Calls“ des Altsaxofonisten Rudresh Mahanthappa belegt.

Für O'Farrills Kompositionen und ihre improvisatorischen Auslegungen, die er mit fettem Blechbläserklang vorträgt, muss man sich Zeit nehmen. Angefangen bei dem mit einem knorrigen Bassmotiv angestimmten Walzer „A & R Italian Eaternity“ bis hin zu „Lower Brooklyn Botanic Union“, einem Thema, das wie eine flammende Bop-Reminiszenz klingt, jedoch dessen Improvisationen mitunter freie Bereiche streifen, wird tiefgründiger Modern Jazz geboten.

Adam O'Farrills interpretiert seine Musik, als folgte die Dramaturgie einem episodenreichen Roman oder einem schlüssigen Filmskript. Auf dieses Konzept hat sich sein Quartett eingeschworen. Ein folgerichtiges Beispiel dafür ist seine Komposition „The Stranger“, die O'Farrill mit einem Trompetensolo anstimmt. Erst nach und nach gesellen sich die Musiker seines pianolosen Quartetts hinzu und deuten in ihren Improvisationen weitere thematische Möglichkeiten an. Die Chorusse des Tenorsaxofonisten Chad Lefkowitz-Brown enthalten eine Fülle ungewöhnlicher Tonfiguren. Die starke Präsenz des Bassisten Walter Stinson erinnert mit seinem antreibenden Spiel an die Konzeption des legendären Charles Mingus. Eine weitere Überraschung sind die polyrhythmischen Glanzstücke des Drummers, was nicht weiter verwundert. Schließlich ist Zack O'Farrill der Bruder des Leaders und profitiert ebenfalls von den musikalischen Genen der Familie.

Gerd Filtgen